

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 14 (1938)

Heft: 42

Artikel: Johann August Sutter : der König von Neu-Helvetien [Fortsetzung]

Autor: Zollinger, James Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann August Sutter

DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

VON JAMES PETER ZOLLINGER

Copyright 1938 by Guggenbühl & Huber
Schweizer Spiegel Verlag, Zürich
Übersetzt von Anna R. Zollinger-Escher

6. Fortsetzung

Die Pferde- und Rinderdiebereien der Indianer hatten während seiner Abwesenheit unheimlich um sich gegriffen. Ehemals freundliche Stämme weigerten sich, zur Arbeit in Sutters Felder zurückzukehren. Es bedurfte neuer Drohungen und der Ueberzeugungskraft von Blei und Pulver, um diesem gefährlichen Umschlag zu begegnen. Der nächste Zwischenfall war um so bedenklicher, als gewisse Anzeichen auf José Castros Urheberschaft hinwiesen. Castro, jetzt *comandante general*, konnte es sich und seinen Verbündeten nicht verzeihen, daß sie Sutter nach seiner Feste am Sacramento hatten zurückkehren lassen und er wiegelte daher die Mokolunne-Indianer unter dem Häuptling Raphero gegen ihn auf. Sutter aber kam dem Angriff durch einen Ausfall zuvor. Raphero wurde gefangenengenommen, kriegsgerichtlich verurteilt, und sein Skalp als Warnung für andere Stämme über das Tor des Forts genagelt.

Ungeachtet dieser Drohung rächte der Häuptling Rufino, jener Leutnant in Sutters Indianerkompanie, Rapheros Hinrichtung, indem er seinen eigenen Schwager, der bei Sutter arbeitete, ermordete. Doch auch dieser Rufino wurde nach ein paar Monaten gefangen, «wegen Mordes verhört, schuldig befunden und hingerichtet», wie der Eintrag in dem eben begonnenen Tagebuch von Neu-Helvetien unter dem 16. September 1845 lautet.

Noch mehr Unruhen brachten die diebischen Walla-Walla-Indianer aus Oregon, die unter ihrem Häuptling Elijah das Land überfluteten. Dieser dunkelhafte Laffe, dem die bei den methodistischen Missionaren im Willamette-Tal genossene Erziehung vollständig den Kopf verdreht hatte, und der nach der Mode der Weißen stutzerhaft gekleidet ging, wurde schließlich von Grove Cook, einem Angestellten, den er umzubringen drohte, niedergeschossen.

Diese Feldzüge zeitigten noch andere Resultate: Der Handel mit indianischen Waisenkindern stieg in diesem Sommer zu ungewöhnlicher Höhe, und Sutter konnte wieder Indianer zum Arbeitsdienst verpacken; denn diejenigen, welche sich klugerweise seinem Joche beugten, übertrafen jetzt seinen eigenen Bedarf. So versprach er Suñol am 19. Mai auf zwei oder drei Wochen eine Lieferung von «30 Indianern, und werde an Zahlungsstatt gerne getrocknetes Fleisch annehmen». Am 14. Juni wurden die Indianer, samt dem üblichen französischen Brief, abgeschickt: «*Tous ces Indiens (Gentiles) sont des meilleurs que nous avons, ils travaillent avec la bonne Volonté, ils n'ont pas encore été mêlé avec des Indiens des missions et innocent tout à fait et pour cela je vous les recommande de les tenir séparés, qu'ils ne peuvent pas apprendre les vices des autres.*»

Abgesehen von der sensationellen Metamorphose, durch die sich auf der Ueberlandreise der niedergeschlagene, bettelarme Krämer in den glänzenden Hauptmann der Schweizergarde verwandelte, kommt keine andere Errungenschaft Sutters seinem Erfolg als Indianerbezwinger gleich. Diesen einen Triumph mußten ihm auch seine erbittertesten Feinde unangetastet lassen. Hier erwies sich gerade seine kindliche, in mancher Hinsicht so naive Natur als sein bester Bundesgenosse. In diesen heikeln Beziehungen zu den Eingeborenen leitete ihn ein unfehlbarer Instinkt. Gewalt brauchte er nur als allerletztes Mittel. Dann fiel seine Strafe mit Blitzschnelle, aber gerecht. Er zeigte sich stets versöhnlich, wo er auch nur eine Spur guten Willens traf, allezeit bereit, seinen Glauben an das Gute, das auch in den Wilden steckte, durch die Tat zu beweisen. Diejenigen aber, die sich seinem Willen fügten, behandelte er mit väterlicher Güte.

Dem Namen nach war Pio Pico Gouverneur. Tatsächlich aber hatte das letzte Wort José Castro, der neue

Comandante general, ein choleraischer Trunkenbold, dem der Fremdenhaß zum Leben ebenso notwendig war, wie sein Aguadierte. Und unter sich führten Pico und Castro unaufhörlich und ingrimmig Fehde. So kam es, daß für die siegreichen Kalifornier die Micheltorena-Revolution zu einer noch viel schlimmeren Schlappe wurde als für die besiegte Partei. Kalifornien stak hoffnungslos im Sumpf. Sogar die fremden Siedler, die mit den Einheimischen gemeinsame Sache gemacht, oder mit ihnen sympathisiert hatten, jammerten jetzt vor Reue und Zerknirschung.

Getrieben von immer stärkerer Sehnsucht wandten sich jetzt die Augen der Ansiedler nach Osten, zu den Bergen, von welchen Hilfe kommen sollte. Im stillen versuchte man, die Ankunft des Sternennanners zu beschleunigen oder wenigstens mehr und größere Einwandererkarawanen herbeizulocken. Von ihrem Kommen oder Ausbleiben schienen Leben und Tod abzuhängen.

6. Der Lebensnerv des Reiches

Wie stand es denn unter diesen bedenklichen Verhältnissen im Land um Neu-Helvetien? Wie vermochte sich Sutter aus dem Sumpf, in welchen ihn der verunglückte Feldzug geführt hatte, zu retten?

Es ist bereits angedeutet worden, daß um die Zeit seines zweieundvierzigsten Geburtstages, schon vor dem Ende, vor dem lächerlichen Höhepunkt seines großen soldatischen Abenteuer, eine tiefgreifende Wandlung bei ihm einsetzte. Ein eiskalter Regenschauer hatte ihn endlich aus den wohligen, bunten Träumen seiner Kindheitsjahre aufgeschreckt und ihm die Augen vor der Wirklichkeit geöffnet. Eine große Seifenblase war ihm zerplatzt. Die bunten Nebelschleier der Romantik waren weggeblasen und ließen ihn zum erstenmal die fast hoffnungslose Zerrüttung der neu-helvetischen Zustände in ihrer vollen, nackten Kraßheit erblicken.

Aber siehe da! Sutter, der von allen vielleicht am schwersten Betroffenen, war auch einer der wenigen im Land, die nicht jammerten. In der komischen Feuerprobe von Cahuenga war ein Mann aus ihm geworden. Mit seinem blitzenden Waffenrock legte er jetzt größtenteils sein überlebtes, jugendlich-romantisches Getue ab und fing mit bewundernswerter Ruhe, zielbewußt wieder von vorne an, wie wenn nichts geschehen wäre. Es ist eine der allersonderbarsten Ueberschungen in seinem an unerwarteten Wendungen so reichen Leben, wenn man jetzt plötzlich in seinem Wortschatz auf bisher unerhörte Ausdrücke wie «Oekonomie», «große Aenderungen und Reformen und große Sparmaßnahmen» stößt.

Bei dieser großen Aufgabe des Wiederaufbaus leistete ihm John Bidwell unschätzbare Dienste. Dieser hatte zwar längst gewünscht, sich unabhängig zu machen. Doch jetzt, da er Sutter in der fürchterlichsten Bedrängnis sah, überwog seine tiefe Neigung zu diesem seltsam fesselnden Schweizer-Original und er blieb in Neu-Helvetien als Sutters rechte Hand.

Zunächst zwang die Not auch Sutter, seine Feder in die Propagandatinte einzutauchen. Sein eigenes Reich wie das Land als Ganzes brauchten neues Blut, wenn sie die Krise überstehen wollten. Deshalb schickte Sutter den alten Trapper Caleb Greenwood über die Berge nach Fort Hall, wo sich die Wege nach Oregon und nach Kalifornien trennten, damit er dort das Lob Kaliforniens singe und die Oregon-Fahrer von ihrem vorgesteckten Reiseziel ablenke. Vor allem aber sucht er nun durch Artikel und Inserate im «Anzeiger des Westens» von St. Louis unter den Schweizern und

Deutschen des Mittelwestens für Kalifornien zu werben: «Ohne Rückhalt bekenne ich, daß ich, meinen eigenen und meiner Landsleute Nutzen im Auge habend, mich glücklich schätzen würde, wenn nachstehende Mitteilungen zum Mittel werden sollten, einen Teil der Einwanderung meiner Landsleute hierher zu lenken, wo sich Tausende von Familien noch eine glückliche Heimat gründen könnten.» Dann malt er in verlockenden Farben die landwirtschaftlichen Vorzüge Kaliforniens aus, spricht von seiner großen Zukunft als Weinland und Paradies der Obstzucht. Keiner vor ihm hat jemals so weit vorausgesehen! Er vergißt nicht, die Billigkeit der indianischen Arbeitskraft zu betonen, derzufolge die Negersklaverei in Kalifornien ganz überflüssig sei. Kurz: «Es ist hier ein weites Feld offen für alle, die nur tätig sein wollen, sie mögen Beruf haben, welchen sie wollen. Namentlich aber können Handwerker hier einen sehr guten Verdienst finden. . . Ein guter deutscher Schneider (zum Beispiel) müßte in drei Jahren hier wohlhabend werden. . .»

Von geschickten Handwerkern, von Sutters eigener Tüchtigkeit als Verwalter und von der Gunst oder Ungunst der Witterung hing nun seine Rettung ab.

Die Schuld an Suñol war bis auf die Kleinigkeit von fünfhundert Dollar abgetragen. Aber ähnliche Summen von ein paar hundert Dollar schuldete Sutter «beinahe jedermann». Seine Gesamtlast belief sich wahrscheinlich auf etwa achtzigtausend Dollar.

In dieser Verstrickung konnte nur die Beweglichkeit eines Schlangenenmenschen ein Erdrosseln verhüten. Sutter amortisierte nur dort, wo man ihm nach einer Abzahlung neuen Kredit gewährte. Alle anderen Schulden wurden auf die lange Bank geschoben. Dabei gebot das Gesetz der Klugheit den Gläubigern, den Herrn von Neu-Helvetien mit Handschuhen anzufassen und wohl oder übel seine Vorschläge ihren eigenen Wünschen vorzugehen zu lassen. «*Il est beaucoup mieux s'il est possible, de pouvoir s'arranger sur une autre maniere*», so hieß die amüsante Formel, durch die Sutter dem bisweilen recht aufässigen Suñol verschiedene Male entschlüpfte.

In Yerba Buena war die Stimmung Sutter gegenüber so feindlich, daß der russische Agent gezwungen war, diesmal den Weizen selbst im Fort abzuholen. «Ich sagte ihm, daß ich in Yerba Buena meines Lebens nicht sicher wäre, und dieser Meinung ist auch Mr. Forbes.» Forbes, der britische Vizekonsul und selbst ein Gläubiger Sutters, war einer der wenigen, die die Geduld nicht verloren.

Glücklicherweise versahen ihn die Russen immer noch mit Munition, — «was in solchen Zeiten Gold wert ist». Denn die Hand des Schicksals zerschmetterte allzu wenige seiner Feinde, wie wir gezwungen sind, aus einem Brief an Reading zu schließen. Einen jedoch traf der Schlag, «so daß die eine Hälfte seines Körpers wie tot ist. Gott der Allmächtige strafte diesen Schurken, ich wollte, er würde so weiterfahren und ein paar andere strafen». Und von einem alten Bekannten schrieb er bald darauf: «*C'était avec grand déplaisir que j'ai entendu . . . que ce bon gre de Flügé n'est pas mort.*» Ob Sutter je der Gedanke kam, daß einige seiner Feinde Grund hatten, ähnliche Gebete zum Himmel zu schicken?

Es kann kaum genug betont werden, daß Sutter an dieser Sachlage nicht allein schuld war. Ueber das Klima des Landes und die Ernten hatte er keine Macht. Den armen, verhungerten und zerlumpten Einwanderern gegenüber konnte er bis jetzt nicht hartherzig sein. Er hatte große Summen geborgt, nur um Wohlthat zu erweisen. Er konnte nicht — zum Ueberfluß sei es gesagt — von seinem Land verkaufen, um Schulden damit zu bezahlen; denn niemand kauft, was noch umsonst zu haben ist. Das Land war damals wertlos. Und schließ-

(Fortsetzung Seite 1290)

*Stumpfenkenner
rauchen
Weber-Stumpfen*



Professor Just mit stillem Sinn
Starrt in Gedanken vor sich hin.



Was war es denn? Was wollte ich?
Etwas vergass ich sicherlich.



Der Weber-Stumpfen fehlte mir.
Das war es. Und jetzt rasch zum Bier.

**Weber-Stumpfen
Kennerstumpfen**



FLORIDA, fein und mild, ein Weber-Stumpfen von ganz besonderer Güte. In der runden Büchse überall of en erhältlich. Das Stück zu 10 Rp.
WEBER SÖHNE A.-G. MENZIKEN

Rêve d'or



EINE DER LETZTEN
SCHÖPFUNGEN DER FIRMA

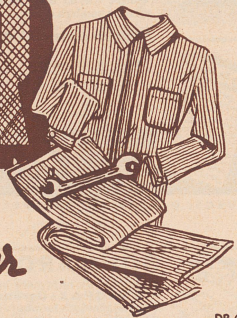
L.T. PIVER
PARIS

Verlangen Sie von
Jhrem Lieferanten
das Parfüm in der
Original-Flasche zu
vorteilhaften Preisen.



Bei Jhrem Coiffeur,
fordern Sie Réve d'Or
das Kopfwasser mit
langanhaltendem Duft.

mit **PER**



wird es sauber

Henkel & Cie. A. G., Basel

DR. 0103

Annahmeschluss

für Inserate, Korrekturen, Umdispositionen usw.
13 Tage vor Erscheinen einer Nummer jeweilen
Samstag früh · Manuskripte, Vorlagen und Kli-
schees erbitten wir bis spätestens zu d' esem Ter-
min. Bei Lieferung von Korrekturabzügen benötigen wir die Druck-Unter-
lagen fünf Tage früher. Conzett & Huber, Inseraten-Abteilung, Zürich 4

Wer an Gicht

Gichtknoten, Gelenk- und Muskelrheumatismus

Ischias, Lähmungen, nerv.
rheumatischen Schmerzen,
Neuralgien, Migräne etc.
leidet, schicke sein Wasser
(Urin) und Krankheitsbe-
schreibung an das **Medi-
zin- u. Naturheilinstitut
Niederurnen** (Ziegelbrücke)
Gegründet 1903.
Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.



An den winzig kleinen Kohlen-
säurebläschen erkennt man aus
hundert Wassern sofort das echte

Passugger

lich mußten bei dem qualvollen Mangel an tüchtigen Handwerkern seine gewerblichen Unternehmen, die Gewinn hätten einbringen sollen, ewig im Versuchsstadium bleiben. Auch das muß man sich immer wieder klar machen, daß es außer der Viehzucht kein einziges Gebiet gab, auf dem in Kalifornien nicht zuerst aufreibende Pionierarbeit erforderlich war. Das Land besaß keine Industrie, kaum irgendwelche Gewerbe. Die Stiefel, welche die Kalifornier trugen, waren allerdings aus den Häuten ihrer eigenen Rinder gefertigt; — aber in Boston! Sie hatten also zweimal die Reise um das Kap Horn gemacht.

Das Los des Pioniers war nie ein sanftes Ruhebett, und Sutter mußte auf zwanzig Gebieten zugleich Bahnbrecher sein.

Bis jetzt also hatten alle Versuche, seine Einnahmen durch gewerbliche Unternehmen zu erhöhen, fehlgeschlagen. Die Wolledecken, welche Indianerinnen in seiner Weberei herstellten, genühten kaum für den Bedarf der Fortbevölkerung. Er hatte eine Hutfabrik, die aber nicht den geringsten Profit abwarf. Die großen Hoffnungen, die er auf das Destillieren von Brantwein gesetzt hatte, erfüllten sich nie. Etwas besser fuhr Sutter mit seiner Gerberei. Die Verarbeitung des Leders dagegen blieb oft genug nur ein frommer Wunsch. Nur selten fand er einen guten Schuhmacher oder Sattler, dessen Erzeugnisse er hätte verkaufen können.

So blieb es dabei, daß die neu-helvetischen Industrien den Selbstverbrauch der Kolonie kaum überstiegen. Ende 1845 beschäftigte Sutter drei Schmiede, «the best kind mechanics», sie verfertigten ihm zwanzig Pflüge, «die so gut aussehen wie in Boston gemachte», aber er brauchte sie alle selbst. «Wenn ich nur Eisen genug hätte, um noch 20 Pflüge mehr machen zu lassen. Ich möchte gerne 40 amerikanische Pflüge auf einmal im Gebrauche sehen». Drei Büchenschmiede hatten genug zu tun, um nur die Garnison und die Trapper und Jäger auszu-

rüsten. Ein deutscher Wagenbauer, zwei Küfer, Schreiner, Mühlenbauer arbeiteten sozusagen alle «für den Hausgebrauch». Dreißig Meilen weit weg waren in den Bergen neun Weiße und zehn Indianer damit beschäftigt, Holz für neue Gebäude zu fällen. Ferner war dort ein Küfer, der Dauben für die Brantweinfässer und Salmfässer schnitzte, — aber das Pökeln von Lachs befand sich auch noch im Experimentalstadium. Ein Pumpenbauer stellte Pumpen zur Bewässerung der Gemüsegärten her. Ein anderer konstruierte drei Flachboote für den Fährdienst und den kleineren Flußverkehr. — Auch der Arzt, den Sutter seit einiger Zeit im Fort beschäftigte, war natürlich keine Einnahmequelle.

1845 aber geschah nun das Unverhoffte. Sutters «große Aenderungen, Reformen und Regeln» und die «großen Sparmaßnahmen» zeitigten bemerkenswerte Resultate in der Trapperexpedition, die Pierson Reading leitete. Da während des Winters der Regen in Strömen gefallen war, brachte auch die Weizenernte eine reiche Fülle, trotzdem sich Sutters Leute auf die faule Haut gelegt hatten, sobald er mit seiner Armee ausgezogen war. Zum erstenmal war Sutter eine wirklich befriedigende Ernte beschert, — «grace a Dieu».

Und nun trieb diese erfrischende Brise des Erfolges seinen unverankerten Optimismus sofort wieder der Fata Morgana einer glänzenden Zukunft entgegen! «Noch ein solch gutes Jahr und ich bin meiner Schulden ledig!» schrieb er im September voll Begeisterung. In der Pause, die auf die Ernte folgte, wurde ihm der Kopf vom Pläneschmieden fiebrig. Die spekulative Abhängigkeit von den Launen der Witterung sollte ein für allemal ein Ding der Vergangenheit werden! Eine Bewässerungsanlage, welche Kalifornien mit Neid erfüllen sollte, schwebte ihm vor, und er teilte seine Pläne allen Freunden und gut angeschriebenen Gläubigern mit. «Ich treffe intensive Vorbereitungen, die mir

eine sehr große und sichere Ernte garantieren werden», vertraute er Forbes an. «Auf jeden Fall will ich im Amerikanerfuß einen Damm bauen, damit ich meine Weizenfelder bewässern kann; . . . gelingt es mir diesmal, dann werde ich aus aller Not befreit sein; es beschäftigt mich oft ganze Nächte hindurch, wie das am besten zu bewerkstelligen ist, und diesmal soll nichts unterlassen werden, damit ich endlich einmal aus allen meinen Schwierigkeiten herauskomme».

«Wenn man mir jetzt zur rechten Zeit mit den nötigen Artikeln im Werte von 4 bis 5000 Dollar aushilft, bin ich gewiß, daß ich innerhalb zwei Jahren ein Vermögen machen kann.» Er konnte nicht wissen, daß zu eben dieser Zeit die Russen beabsichtigten, ihn aus seinem Reich zu vertreiben, indem sie die Hypothek auf Neu-Helvetien an seine Feinde zu verkaufen suchten!

7. Die Schlinge

Eines war jetzt schon ganz klar: was immer die Zukunft verborgen hielt, Kalifornien, die fremden Siedler Kaliforniens, mußten bereit sein. Diese Bereitschaft aber hing namentlich von einer genügend großen Zahl eingewanderter Elemente ab. Das galt für das Land als Ganzes. Es galt namentlich auch für Sutter. Innerhalb und außerhalb von Neu-Helvetien stand daher die Einwandererfrage wieder im Brennpunkt des Interesses. Jeder Immigrant war jetzt ein Zeichen großer Vorbedeutung. Ebenso inbrünstig wie zu seiner eigenen Rettung wünschte, ja ersehnte Sutter die massenhafte Ankunft neuer Siedler auch aus politischen Gründen. Solange Kalifornien eine mexikanische Provinz blieb, mußte ihm jede bedeutende Zukunft versagt bleiben.

Keiner hat dies wohl klarer gesehen und deutlicher ausgedrückt, als Sutter selbst. Es gab zwar in Kalifor-

(Fortsetzung Seite 1293)



WIE GLÜCKLICH BIN ICH! JETZT HABE ICH DEN VOLLKOMMENEN LIPPENSTIFT GEFUNDEN: **TANGEE**. ER VERÄNDERT SICH AUF MEINEN LIPPEN ZU DER FÜR MICH ALLEIN PASSENDEN FARBE!

Ob Sie blond, brünett oder rotblond sind, Tangee wird stets die jugendliche Farbe Ihrer Lippen hervorheben, dank des wunderbaren Farbenwechselprinzips. Orangefarbig im Stift, nimmt Tangee auf Ihren Lippen die zu Ihrem Teint passende, natürlich wirkende Tönung an. Der Spezialcreme-Gehalt von Tangee schützt die Lippen, läßt sie nicht spröde werden, sondern erhält sie weich und geschmeidig.

Erstmaliger Farbenwechsel auch in Gesichtspuder u. Rouge

Tangee-Rouge verleiht Ihrem Wangen eine natürliche Frische und verleiht ständig noch die Wirkung des Tangee-Lippenstiftes.

Ihr Teint erscheint jugendlicher und frischer durch Tangee-Gesichtspuder, ohne daß Sie gepudert aussehen.

TANGEE
macht mit dem gemalten Aussehen Schluck

EN GROS: O. BURKART, QUAI PERDONNET 30, VEVEY



SCHNARCHE GUT!

Mich störst Du nicht mehr im besten Schlaf, ich habe ja **OHROPAX-Geräuschschützer** im Ohr. Weiche, plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörgangs. Schachtel mit 6 Paar nur Fr. 2.70. Erhältlich in Apotheken und Drogerien



Die Marke Weltmarke

COINTREAU
Liqueur



Mehr und billigeres Licht mit **PHILIPS-D-LAMPEN**
Achten Sie beim Einkauf auf die blau-gelbe Wickel-Packung!

PHILIPS D LAMPEN

Bessere gibt es nicht!

Erhältlich bei Elektrizitätswerken und Elektro-Fachgeschäften

nien Männer, die schlauer, praktischer waren als er, sofern es sich um private Interessen handelte.

Auch hier zeigte er sich als Kolonisationsmann. Das Wohl des ganzen Landes lag ihm nicht weniger am Herzen als seine eigene Domäne. Notwendigerweise! Denn unzertrennlich waren Kalifornien und Sutters Reich. Wenn es zum Aeußersten kommen sollte, so war sein Fort die einzige Zuflucht der Siedler und Einwanderer. Und schon vor Jahren hatten es alle Agenten fremder Regierungen gesagt: Wer Sutters Fort besaß, der hatte den Schlüssel zu Kalifornien Binnenland, dem wertvollsten, fruchtbarsten Teil der Provinz, in seiner Hand.

Aber, wie gesagt, zur Erfüllung dieser großen Hoffnungen war bedeutend größerer Zuzug von außen erforderlich, als das Land ihn bis dahin gesehen hatte. Die paar hundert, die seit 1841 erschienen waren, bedeuteten in dem riesigen Gebiete und unter der zehnfachen Uebermacht der Einheimischen gar nichts.

Die großen Scharen kamen jedoch nie. Stets machten die nackten Tatsachen Sutters hochgespannte Erwartungen von neuem lächerlich. Im April sandten ihm seine Kundschafter in Oregon die Nachricht, daß neunhundert Seelen sich zur Reise nach Kalifornien vorbereiteten. Als sie im Juli eintrafen, zählten sie bloß neununddreißig Männer, eine Frau und drei Kinder. Mit ihnen kam auch der Mann, der als Sutters Werkzeug entscheidend auf das Schicksal Kaliforniens zu wirken berufen war: James Wilson Marshall, ein Mühlenbauer aus Neu-Jersey, dessen Großvater (Marshall) aus Deutschland eingewandert war.

Ende September begannen die Karawanen aus Missouri einzutreffen. Zuerst zwölf oder dreizehn junge Leute; darunter Dr. William B. Gildea, der als Arzt im Fort blieb. Eine Woche darauf erschien wieder ein kleiner Trupp von fünfzehn. Ende Oktober endlich kam die «große Gesellschaft» an, die Grigsby-Ide-Karawane. Aber auch diese bestand nur aus etwa fünfzig Männern und einer unbekannt Anzahl von Frauen und Kindern. Dann, ganz zuletzt — als wär's ein fauler

Witz — tauchte an Weihnachten Lansford Hastings auf, der laute Prahler, welcher immer den Weihnachtsmann und Befreier der pazifischen Küste spielen wollte. Er war 1843 wieder nach dem Osten zurückgekehrt, um ein Buch über das gelobte Land zu schreiben und mit einem Gefolge von tausend Mann wiederzukommen. Als die erste Kunde von Hastings' verspätetem Herannahen zu Sutter drang, schnellten seine Hoffnungen zu neuer, bisher unerreichter Höhe. Am Weihnachtstag schlichen dann zehn Jammergehalten wie Schelmen ins Fort. Das war die ganze Hastings-Armee! Der Weihnachtsmann kam mit leerem Sack. Ja, er war mit seinem Gefolge beinahe verhungert, und um ein Haar hätte sie der Tod unter zwanzig Fuß Sierraschnee erwischt.

Mit Hastings kam noch ein zweiter Arzt, Robert Semple, dessen unmenschliche Länge in viel zu kurzen Hosen steckte. Sie reichten ihm nur bis an die Knie und riefen viel Belustigung hervor. Zudem mußte der Mann, wenn er auf einem Maulesel ritt, sich die Sporen an die Waden schallern.

Nun geschah es, während Sutters Fort voll war von den frisch angekommenen Einwanderern und noch ehe die letzten derselben eintrafen, daß der Comandante General José Castro anging, in Begleitung eines Kommissars aus Mexiko und unter bewaffneter Bedeckung landauf und -ab zu streifen. Wie Wildfeuer verbreitete sich das Gerücht, er rekrutierte eine große Armee, um damit alle Fremden aus Kalifornien zu vertreiben; denn kurz zuvor hatte der Gouverneur Pico ein Edikt erlassen, das allen Nichtbürgern befahl, unverzüglich abzureisen, und Castro selbst hatte eine blutrünstige Proklamation veröffentlicht.

John Bidwell hielt sich eben in Yerba Buena auf. Der Gedanke an die ungewöhnliche Zahl der Einwanderer im Fort trieb ihn heimwärts, so schnell das Schiff ihn tragen konnte. Seine Neuigkeit versetzte Neu-Helvetien in Panik. Zum Siedepunkt aber stieg die Aufregung, als man vernahm, Castro werde in Bälde persönlich im Fort erscheinen.

Alles deutete auf das Schlimmste hin, und bei der Angst, die alle erfüllte, fand das zugleich umgehende sonderbare Gerücht, Castro und der Kommissar aus Mexiko, Don Andres Castillero, kämen, um Sutters Fort im Namen der mexikanischen Regierung zu kaufen, schon gar keinen Glauben.

Ein solches Fieber hatte Neu-Helvetien noch nie erlebt. Es kam der Tag heran, an welchem Castro erwartet wurde. Von Stunde zu Stunde wuchsen Spannung und Beängstigung. Sutter selbst machte sich schließlich in einem Brief an Reading Luft, der damals die Trapperexpedition leitete. Er war überzeugt, daß Castro «keine guten Absichten» hegte.

Am nächsten Tag, dem 11. November, sah der Indianer, der die Fähre bediente, auf der andern Seite des Sacramento eine uniformierte Reiterschar heransprengen. Entsetzt floh er ins Fort, um vor den Angreifern zu warnen. Doch die Beobachter, die unter Bidwells Kommando an dem Fluß geschickt wurden, kehrten bald mit beruhigendem Bericht zurück, und mehrere Boote wurden abgefertigt, um die Ankömmlinge überzusetzen. Der Reitertrupp bestand aus José Castro, dem mexikanischen Comisionado Andres Castillero, Oberst Trudin, Victor Prudon, Jacob P. Leese, und einer Begleitung von nur etwa fünfzehn Mann. Als sie die Straße heraufgeloppert kamen, wurde die mexikanische Flagge gehißt und ein Salut von einundzwanzig Schüssen abgefeuert.

Was hatte die Gäste hergebracht? Zuerst war das die Immigrantfrage. Dieser Punkt war bald erledigt; denn sogar Castro mußte die Unmöglichkeit einsehen, die Amerikaner zur Wintersonne über die Berge zurückzuschicken, und er war geneigt, sie, solange sie sich gehend auführten, bis zum Frühjahr zu dulden.

Dann kam die Hauptsache, die Sutter in seinem Empfangszimmer feierlich vorgelegt wurde:

Don Andres Castillero war von der mexikanischen Regierung unter José Herrera zur Förderung des gegenseitigen Verständnisses in die entlegene Provinz entsandt worden. Zwischen ihm und den obersten kalifornischen

Was fehlt mir denn heute?

Es ist mir gar nicht ums Singen.

Ich bin todmüde

Halt, hab' ich nicht etwas vergessen?

Aber natürlich.

Meine Ovomaltine hat mir gefehlt!

Wo immer Sie im Leben stehen mögen, wenn es gilt Ihr bestes zu leisten, dann nehmen Sie vorher und nachher eine Tasse **OVOMALTINE**

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 3.60 und Fr. 2. — überall erhältlich.

Dr. A. Wander A.G., Bern

Nur Ovomaltine schafft Ovomaltine-Erfolge

A 415

Neurasthenie

Nervenleiden der Männer, verbunden mit Funktionsstörungen und Schwinden der besten Kräfte. Wie oft Geistes vom Standpunkte des Spezialisten ohne merkwürdige Gemaltnittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gesund und schon erkrankt, illustriert, neubearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von Dr. med. Hausherr, Verlag Sibana, Hirsau 472

KURT SODMAK

Die Macht im Dunkeln

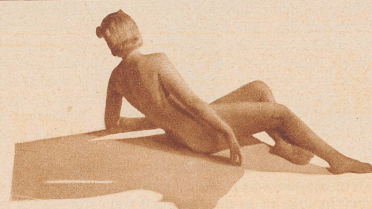
Ein Zukunftsroman

Umfang 248 Seiten
Kartonierte Fr. 3.80

Nach nichts sehnt sich unsere ruhelose Welt so sehr wie nach dauerndem Frieden. Es wird um und für den Frieden gekämpft; Zukunftsbilder gaukeln vor den geistigen Augen der Politiker, Feldherren, wie der kleinen Bürger. Jeder sucht, ahnt, sieht einen andern Weg zum Frieden. In diesem großen Zukunftsroman gestaltet Siodmak seine Charaktere so lebendig, gibt seinem Buch einen künstlerisch so vollkommenen Aufbau und einen so lebenswahren, befriedigenden Ausklang, daß wir ihn würdig unter die Nachfolger von Jules Verne einreihen können, dessen phantastische Zukunftsbilder ja auch Wirklichkeit geworden sind.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

MORGARTEN-VERLAG AG.
ZÜRICH



VORBEREITUNG FÜR DIE ABENDTOILETTE

Schulterfreie Abendkleider bedingen «Abendschultern». Die Vorbereitung beginnt mit dem Bade. Keine schnelle Dusche, sondern ein «richtiges» Bad mit Pasta Divina Seife und Elizabeth Bock's duftenden Badekristallen, die der Haut Frische geben. Überstäuben Sie den Körper mit Elizabeth Bock's Eau de Cologne oder der entzückenden Lavendel Composition. Nun folgt die Basis für das Zurechtmachen, Welda Lotion, um Sommersprossen zu verdecken. Denken Sie an das Dreieck unter dem Kinn, den Halbmond hinter den Ohren, an Ellbogen, Handgelenke und Abscent Lotion! Nun hüllen Sie sich in Wolken von Puder Sylfide, heller als Ihre Tagesfarbe. Rot der Saskia, Augen Shadow, Lippenstift und über die Frisur wieder Eau de Cologne. Zum Schluß Elizabeth Bock's neueste Nagelmaile. Sie sind fertig für die bewundernden Blicke Ihrer Freunde.

NAGELMAILLE in 14 Farbtönen
URADIACREME (Lichtschiut)
PASTELCREME (8 Farben)
WELDALOTION (7 Farben) fl. Puder
FLIDER SYLFIDE

ABSCENT LOTION
EAU DE COLOGNE
LAVENDELWASSER
KORPERPUEDER
OUT HAARENTFERNER

Prospekte frei. In den guten Fachgeschäften vorrätig. Wegen weiterer Auskunft schreiben Sie bitte an:

Elizabeth Bock

LONDON W. 1.
WIEN BERLIN PRAG AMSTERDAM

AARAU

Casinostr. 25

Für die Frau **Pyramidon**

BAI
BYER

DIE SCHMERZSTILLENDE TABLETTEN

Beamten bildeten natürlich die Aufnahme von Texas in die Union und die Gefahr eines Krieges mit den Vereinigten Staaten den hauptsächlichsten Gesprächsstoff. Das mußte zu der Frage führen, ob die Regierung nicht zur Verteidigung ihrer Interessen in Kalifornien Sutters Fort käuflich erwerben sollte. Die alte Kriegslist: «Wenn du einen Feind nicht schlagen kannst, kaufe ihn», fand bei Mexikanern wie bei Kaliforniern gleich großen Anklang. Nun waren sie gekommen, die Feste in Augenschein zu nehmen und den Kaufpreis zu besprechen.

Was alles während der Verhandlungen vor sich ging, wird man schwerlich je genau erfahren. Sutter selbst erzählt, Castellero «wurde eigens von der mexikanischen Regierung geschickt, . . . mein Fort zu kaufen, welches sie dann mit einer Garnison besetzen und so die Immigration sperren könnten». Die Behauptung, daß seine offiziellen Besucher «das Fort mit allem Zubehör für die Regierung zu kaufen wünschten und ermächtigt waren, 100000 Dollar dafür zu bezahlen», wurde später eine seiner liebsten Fabeln, und um deren dramatische Wirkung noch zu erhöhen, fügte er gerne bei: «ich war höchlich überrascht; der Gedanke, wegzuziehen oder zu verkaufen, war mir nie in den Sinn gekommen».

In Tat und Wahrheit kam ihm, wie seine Briefe beweisen, weder das Anerbieten unerwartet, noch war ihm der Gedanke, von Neu-Helvetien wegzuziehen, ganz fremd. Vor allem aber war das Angebot von hunderttausend Dollar nichts anderes, als der glühende Wunschtraum eines Mannes, der bis an den Hals in Schulden steckte. Die Hunderttausend waren seine Forderung, die jedoch die Zahlungsfähigkeit der Mexikaner bedeutend überstieg.

Immerhin erbat sich Sutter einige Minuten Bedenkzeit und zog sich in sein Kontor zurück. Dort besprach er die Sache mit Bidwell und andern, und das persönliche Interesse dieser Leute war es, was der Diskussion bald Richtung gab. Was sollten sie tun, wenn Sutter das Fort verkaufte? «Was soll aus all den Ansiedlern im Tal werden, wenn Sie uns den Mexikanern preisgeben?» fragten sie.

Diese Einwände, erzählt Sutter (und die Memoiren der Angestellten erhärten hier seine eigene Darstellung), bestimmten ihn, den Kaufantrag zurückzuweisen.

So ritten denn die Besucher schon am folgenden Morgen wieder fort, von Sutter und Bidwell auf eine Strecke von zwanzig Meilen begleitet. Sie waren noch nicht weit vom Fort entfernt, als sie zu Sutters eigener Überraschung von einem Reitertrupp, bestehend aus etwa fünfzig seiner Handwerker und Vaqueros, eingeholt wurden.

«Was soll das bedeuten?» fragte Castro.

«Nur ein paar von meinen Leuten», antwortete Sutter, so gleichgültig als es ihm möglich war. «Sie hätten sich der Begleitung schon früher angeschlossen, wenn sie ihre Pferde schneller bereit gehabt hätten.» Die Wahrheit jedoch war, daß die Leute ein plötzlicher Schrecken ergriffen hatte, die Mexikaner möchten Sutter gewaltsam entführen, um sich in die Lage zu versetzen, ihm die Bedingungen für den Verkauf des Forts diktieren zu können.

Eine Zeitlang wurde die Türe zu weiteren Verhandlungen noch offen gelassen. Und hinter den Kulissen schien selbst Vallejito zu Sutters Gunsten zu arbeiten. Einige Tage nachdem die Unterhändler das Fort besucht hatten, schrieb er nach Mexiko: «Es wäre wirklich wünschenswert, dieses Durchgangstor (Neu-Helvetien) zu schließen, auch wenn das Opfer fordern würde. Als Castro und Castellero Sutter einen Antrag machten zwecks Kauf seines Etablissements, sagte er, er würde es der Regierung für \$ 100000 überlassen. Ich gebe zu, das ist ein hoher Preis . . . aber es gilt die Sicherheit des Landes, und diese ist unbezahlbar.»

Doch das Hindernis, das alle Verhandlungen endgültig zu Fall brachte, lag an ganz unerwarteter Stelle: Als das Gerücht von einem beabsichtigten Verkauf Neu-Helvetiens dem russischen Agenten, der zur Zeit in Yerba Buena weilte, zu Ohren kam, bot er unverzüglich der kalifornischen Regierung die Hypothek, auf die Sutter nicht einmal die Zinsen hatte bezahlen können, für den Betrag von Sutters russischer Schuld, d. h. für einunddreißigtausend Dollar, an. Das war weniger als ein Drittel des von Sutter geforderten Preises. Die Provinzialregierung stürzte sich daher förmlich auf das Angebot. Ein Vertrag wurde rasch zwischen beiden Parteien geschlossen und zur Bestätigung nach Mexiko geschickt.

Hatten Sutters kalifornische Feinde einmal die Hypothek in den Händen, so steckte sein Kopf so gut wie in der Schlinge! Und doch erfuhr er offenbar bis ans Ende seiner Tage nie, wie gefährlich nahe er zu jener Zeit dem völligen Ruin, der Verfallserklärung und Vertreibung aus seinem Reich gestanden hatte. — Was rettete ihn diesmal?

Wie gewöhnlich wurde die Ratifikation in Mexiko verzögert, und ehe man die Sache dort aufnehmen konnte, brachen im Frühjahr 1846 über dem Río Grande die Kriegswolken, die schon lange darüber gehangen hatten. Der Streit zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, der sich um Texas drehte, hatte zum bewaffneten Konflikt geführt.

So waren es indirekt die Vereinigten Staaten, die Sutter vor der Vertreibung aus seinem Besitz retteten.

Mittlerweile trug Sutter sich den ganzen Winter hindurch, während ihm, ohne daß er es ahnte, die Schlinge schon um den Hals gelegt war, mit der Hoffnung, daß es ihm die Regierung doch noch ermöglichen würde, sich der Bürde seines kleinen Reiches zu entledigen, und zwar um einen Preis, der hoch genug wäre, seine Schulden zu tilgen.

Das heißt aber nichts anderes, als daß ihm seine Last nun doch zu groß geworden war. Der Wunsch, sie los zu werden, verließ ihn von da an nicht wieder. Und damit hatte eigentlich der innere Zerfall von Neu-Helvetien bereits begonnen. Doch bevor das Ende kommen konnte, sollte dieses kleine Privatreich noch zu einem Angelpunkt der Weltgeschichte werden; ja, während eines Wimperschlages wenigstens, im Mittelpunkt des Weltinteresses stehen.

VIERTER TEIL:

Werkzeug des Schicksals

1. Vorsehung und Teufel

Um das Ende des Jahres 1845, zur Zeit des Castro-Castellero-Besuches, waren Sutter und Sutters Fort die Pole zahlreicher Kräftespiele. Er selbst begann zwar, wie wir eben gesehen haben, der Rolle, die er hier spielte, müde zu werden, kam sogar einer Vertreibung gefährlich nahe. Doch gerade in dem Augenblick schob diejenige Macht, welcher er am nützlichsten zu sein bestimmt war, den gewaltigen Arm ins Spiel und pflögte ihn von neuem an seinem Platz fest. Mit seiner persönlichen Zustimmung oder ohne diese war es sein Los, in seiner seltsam instrumentalen Rolle fortzufahren, bis das Spiel zu Ende war.

Señor Castellero, der als mexikanischer Diplomat auf dem Schauplatz erschienen war, wurde innerhalb einer Woche nach seiner Abreise von Neu-Helvetien zum Entdecker. Auf dem Weg vom Fort nach Süden zeigte man ihm in San José einen merkwürdig schweren, glühend roten Stein aus einer Höhle in der Gegend, Chavayas-Grube genannt, deren Produkt die Indianer seit unvorstelligen Zeiten zur Herstellung ihrer roten Kriegsschmucke benutzt hatten. Castellero, der die Bergwerke von Almaden kannte, fiel es als gebürtigem Spanier nicht schwer, in dem Rohmaterial der roten Indianerfarbe den *cinabrio*, das Quecksilbererz, zu erkennen.

Nur einen Monat nach Castelleros Besuch, während Sutter unter dem Schutz der Nacht sich ins feindliche Yerba Buena hineinstahl, um seinen Geschäften mit den Russen obzuliegen (denselben Russen, die hinter seinen Rücken nun mit Mexiko gegen ihn intrigierten), erschien auch der Vertreter von Mexikos politischem Gegenspieler auf der Bildfläche. Und er zeigte eine finstere Miene!

Bidwell vertrat Sutter im Fort, als ganz unerwartet Frémont und sein Führer Kit Carson durch das Fort traten. Kein Mensch hatte von ihrer Gegenwart oder ihrem Kommen etwas gewußt. Frémont, der den fürstlichen Willkomm bei seinem ersten Besuch nicht vergessen hatte, litt diesmal nicht an Bescheidenheit, als er seine unmittelbaren Bedürfnisse bekannt gab: nämlich sechzehn Maultiere, sechs Packsättel, Mehl und andern Proviant und die Benutzung der Schmiede, um die Maultiere zu beschlagen. Mit Bedauern teilte ihm Bidwell mit, daß Sutter keine Maultiere habe, ihm jedoch Pferde überlassen könne; ferner, daß die Schmiedewerkstatt ihm völlig zur Verfügung stehe, nur sei leider keine Handvoll Kohle vorhanden. Worauf Frémont mit einiger Verwunderung, doch ohne nur «auf Wiedersehen» zu sagen, kehrte machte und wieder abzog. Als er vor dem Tor sein Reittier bestieg, hörte ihn jemand zu Carson sagen, daß Bidwell nicht gewillt sei, ihm zu helfen.

Bidwell fühlte sich, als man ihm diese Äußerung hinterbrachte, in seinem Amerikanerstolz tief verletzt und begab sich augenblicklich nach Frémonts Lager, das etwa drei Meilen flußaufwärts war. Die einzige Antwort, jedoch, zu der Frémont sich herbeiließ, war eine formell kalte Bemerkung des Inhalts, daß er der Diener einer Regierung sei und Sutter der einer andern, und daß das gespannte Verhältnis zwischen beiden Bidwells Ungenugthuung, ihm zu helfen, zur Genüge erkläre. Es war völlig nutzlos, Frémont zu bedeuten, daß sich seit seinem letzten Besuch Sutters Lage beträchtlich verschlimmert hatte. Frémont ließ nicht mit sich reden; niemandem, nicht einmal einem Kriegsgesicht der Vereinigten Staaten gelang es je, diesem Starrkopf eine andere Meinung beizubringen.

Trotzdem schickte Bidwell am folgenden Morgen Leute nach allen Richtungen aus und war am zweiten Tag imstande, Frémont vierzehn Maultiere zu liefern. Frémont nahm sie ohne Umstände an, — bewahrte aber trotzdem heimtückisch seinen Groll und sein tiefes Mißtrauen Sutter gegenüber.

In diesem charakteristischen kleinen Zwischenfall spiegelt sich deutlich Sutters Situation zu Ende des Jahres 1845. Offiziell ließen ihm die Vereinigten Staaten die Behandlung angeheihen, die ihnen für einen waschechten Mexikaner passend schien, während ihm Mexiko

als einen geheimen Verbündeten der Union betrachtete. So hing er nun zwischen Himmel und Erde, und in dieser peinlichen Lage hielt ihn — einen kleinen, an den Felsen geketteten Prometheus — das Schicksal fest.

2. Subtile Wandlungen

Am 15. Januar 1846 erschienen aus Yerba Buena zwei uniformierte Reiter: Leidesdorff, der halb dänische, halb mulattische amerikanische Vizekonsul, und der ulkige Hafenkapitän William Sturgis Hinckley. Sie kamen zwar bloß zur Besichtigung eines Grundstückes am Amerikanerfluß, wo Leidesdorff einen Rancho anlegen wollte; dennoch hatten sie aus rein kindlicher Freude am äußern Prunk ihre Uniformen angezogen. Das paßte Sutter ausgezeichnet. Seit der Micheltorena-Kampagne hatte ihm das Leben wenig Gelegenheit geboten, seinen offiziellen Putz an die Luft zu bringen. So warf denn auch er sich in Uniform, und dann trabten die drei auf eine Kostümparade in die Wildnis.

Es war noch früh am Morgen. Ein paar Meilen weiter oben am Amerikanerfluß stießen sie unerwartet auf das Lager Frémonts, welcher erst am Abend vorher an dieser Stelle angekommen war, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich mit seinem Hauptkorps zu vereinigen. Frémont selbst schlief noch; doch wurde er geweckt und auf den Nachmittag zu Tische geladen, — unter der Bedingung, daß auch er in Uniform erscheine. Als die drei dann von ihrem Inspektionsritt zurückkehrten, schloß sich Frémont ihnen an. Zu seinen Ehren wurde ein Salat von neun Schüssen abgefeuert und ein großartiges Mahl aufgetragen. Frémont berichtete von ungeheurer Aufregung in den Vereinigten Staaten, von der Entschlossenheit des Volkes, die Grenzen der Republik bis an den Pazifik vorzuschieben. Auch er prophezeite auf Ende des Jahres die Einwanderung von Tausenden und wußte von Vorbereitungen für eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen den beiden Küsten . . .

Ueber all diese Ereignisse, groß und klein, wurde nun seit dem September 1845 genau Protokoll geführt. So entstand das Neu-Helvetische Tagebuch, eine köstliche kleine Chronik, im Telegrammstil verfaßt, bald in Sutters eigener Hand, bald in derjenigen Bidwells oder eines andern Angestellten. Bemerkungen über das Wetter, die täglichen Geschäfte, über die Ankommen und Abreisenden stehen hier dicht gedrängt beisammen. Eine prächtige Fundgrube, bisweilen nicht ohne beachtliche oder unwillkürliche Komik. Aber das Tagebuch ist noch viel mehr. Es ist der deutlichste Markstein, der diesen Wendepunkt in Sutters innerer Entwicklung bezeichnet. Es ist der Ausdruck eines neuen Hanges zur Beschaulichkeit, eines Verlangens nach Ordnung und Rechenhaft.

Die Jahre in der großen Wildnis hatten ihn geistig hungern lassen. Es verlangte ihn wieder nach den feineren Genüssen eines zivilisierten Lebens. Er brauchte Freunde, denen er sich mitteilen konnte. Seine Briefe werden persönlicher und häufiger. Oefters beklagt er sich über den Mangel an Schreibpapier, und manchmal kommt auch der brennende Wunsch nach Büchern zur Sprache.

Wie kein zweiter im Land hatte sich Sutter in harter Arbeit erschöpft. Seine Erfolge aber waren nur zu oft die eines Mannes mit einem besondern Genie dafür, sich Unglück aufzuladen. Das zeigte sich jetzt wieder in seinem Verhältnis zu den Immigranten aus den Vereinigten Staaten. Seit Jahren hatte er seine größten Hoffnungen auf diese Zuzügler gesetzt und Schulden gemacht, um Gutes an ihnen zu tun. Das bloß tropfenweise Eintreffen von Neulingen hatte seine glühenden Visionen von Tausenden und aber Tausenden, die Reichtum und Fortschritt ins Land bringen würden, nicht trüben können. Doch jetzt mußte er plötzlich entdecken, daß sich im Lauf der Jahre in Kalifornien ein verabscheuenswürdiges Gesindel angesammelt hatte, von den Wogen der Unrast im Osten über die hohen Wälle der Sierras geschwemmt.

Unter den Hunderten, die gekommen waren, gab es, wie Bidwell sagt, «zu dieser Zeit (Frühjahr 1846) nicht über zwanzig Personen, welche sich ein Grundstück abgesteckt hatten und darauf lebten». Dagegen existierte jetzt eine große vagabundierende Bevölkerung amerikanischer Herkunft, das Produkt der gesetzlosen Grenzgebiete. Dieses Volk lebte in Kalifornien nach dem einzigen ihm bekannten Grundsatz: «Je weiter vom Atlantischen Ozean, desto weiter vom Gesetz.» Was anderes war da zu erwarten, als daß unter dem demoralisierenden Einfluß eines drohenden Krieges der leibhaftige Teufel in diesen Auswurf fuhr?

Diese Wendung der Dinge erfüllte Sutter mit einer schmerzlich pessimistischen Bitterkeit, die für ihn ganz ungewöhnlich ist. Und gerade jetzt! Zum erstenmal seit seiner Niederlassung am Sacramento bestanden vielversprechende Aussichten in den Geschäften und der Landwirtschaft. Aber die Widerwärtigkeiten, die das menschliche Element ihm verursachten, verdarben ihm größtenteils die Freude am Erfolg. Indem die ersten Monate des Jahres verstrichen, wuchs seine Entmutigung rasch, bis sie sich in einem wahren Aufschrei seelischer Not Luft machte. Dieser Schrei, von dem stolzen Gründer des Königreichs der Wildnis kommend, wirkt ganz erschütternd. Er berührt um so fremdartiger, als er an John Marsh gerichtet ist! (Fortsetzung folgt)